



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prilipp, Beda: Materialistische Strömungen in der amerikanischen Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Materialistische Strömungen in der amerikanischen Literatur

Ein fast bis zum Überdruß gebrauchtes Schlagwort hat Amerika als Land der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnet. Vielleicht wäre es ebenso berechtigt, es das Land der schroffsten Kontraste zu nennen. Keine Nation hat in verhältnismäßig kurzem Zeitraume so tiefgehende Wandlungen durchgemacht wie die Vereinigten Staaten, und bei keinem Volke sind die Wunden solcher Anwältzungen so rasch vernarbt.

Ein charakteristisches Bild dieser schnellen Anpassung an äußerst schroff kontrastierende Zeitströmungen gibt in kleinem Rahmen die Geschichte der Neu-Englandstaaten, die die Wiege des mächtigen Völkerbundes waren und bis in die jüngste Zeit den Mittelpunkt des amerikanischen Geisteslebens bildeten.

Zu Beginn sehen wir hier zunächst eine Theokratie mit ausgesprochen alttestamentlicher Färbung entstehen. Die Kolonie gedeiht unter der Herrschaft dieser strengen, fanatischen Calvinisten, solange die Bürger ihren Überschuß an Kraft im Kampfe mit der feindlichen, eingebornen Bevölkerung ausgeben können. Erst als sie in ungestörtem Besitze des eroberten Landes sind, als kein Feind mehr zu überwinden ist, wendet sich ihre Energie religiösen Fragen zu, und sie geraten auf allerlei Irrwege. Da glüht noch einmal, wie ein Abglanz aus Europas Mittelalter, der Hexenglaube auf, und unschuldige Opfer bluten um eines Wahnes willen. Doch die trübe Flamme dieses Aberglaubens, die von fanatischen Geistlichen genährt wird, leuchtet dem Untergang ihrer Herrschaft. Zu drückend lasteten die Fesseln geistlicher Autorität auf dem Tun und Treiben der freien Bürger.

Der Volkswille enthebt Increase Mathers der Leitung von Harvard College, und schon zeigen sich die ersten Spuren der unitarischen Bewegung, die schnell weitere Kreise zieht und mit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts die letzten Reste der Priesterherrschaft überwindet. An derselben Stelle, wo sich Cotton Mather kraft seines Amtes berufen gefühlt hatte, über das Seelenheil jedes einzelnen seiner Pfarrkinder wie ein Richter des Alten Bundes zu entscheiden, konnte Ralph Waldo Emerson sein neues Evangelium predigen, wonach jeder Mensch als Richtschnur für sein Handeln nur der Stimme in seiner eignen Brust zu folgen habe.

Dieser in ungefähr anderthalb Jahrhunderten durchlaufne Weg vom fanatischen Calvinismus bis zum Glaubensbekenntnis der Transzendentalisten, das in Emersons Wirken gipfelt, ist der gewaltigste Umschwung, den das amerikanische Geistesleben zu verzeichnen hat. Doch kaum minder schroff sind die Gegensätze, die die Folgezeit bietet. Emerson, der seinen Zeitgenossen weit vorausgeeilt war, erscheint uns, die wir erst während der letzten Jahrzehnte genauer mit ihm bekannt geworden sind, als ein völlig moderner Denker. In Amerika dagegen ist sein Wirken schon von einer mächtig aufrauschenden Welle des Materialismus überflutet. Die schnelllebigen Menschen drüben haben keine Zeit mehr, über das Rätsel des Weltalls nachzudenken. Zu hohe Forderungen stellt der Kampf ums Dasein an Gehirn und Nerven, für Stunden der Erholung bleibt keine Schwungkraft der Gedanken mehr übrig, und so treten Fragen, die keinen unmittelbar praktischen Wert haben, immer mehr in den Hintergrund. Da aber jedes Volk die Literatur hat, die es verdient, so darf es uns nicht wundernehmen, daß sich heute kaum ein Jünger der kleinen Gemeinde von Idealisten mehr findet, die sich einst zu Concord um Emerson zu versammeln pflegte.

Die modernen Schriftsteller Amerikas sind nicht mehr die Prediger ihres Volks in den Sonntagsstunden des Lebens. Einige von ihnen könnte man viel eher die Prediger des common sense nennen. Das sind die Verfasser jener literarischen Abhandlungen in Briefform, die so vortreffliche Lehren geben in der Kunst, sich durchzusetzen. Ein charakteristischer Vertreter dieser Gruppe ist George Horace Lorimer, dessen Letters from a Self-made Merchant to his Son bald nach ihrem Erscheinen auch ins Deutsche überetzt worden sind.

Im vergangnen Jahre hat der Verfasser seiner ersten Brieffammlung eine zweite folgen lassen, betitelt Old Gorgon Graham (Tauchnitz Edition). Zur Belletristik kann man diese Bücher kaum rechnen; es scheint eher, als wenn sich in ihnen eine neue Abteilung der Weltliteratur herausbilden will, ein Mittel Ding zwischen Essay und naturalistischem Roman, das seinen Stoff dem Geschäftsleben entnimmt und sich auch von der hergebrachten Schriftsprache durch überreichliche Anwendung von slang emanzipiert. In diese Abteilung dürfte auch Upton Sinclairs The Jungle einzureihen sein, ein Tendenzbuch mit scharf pointierten Anklagen gegen den Chicagoer Fleischtruft, das durch seine sensationellen Enthüllungen nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, eine stürmische Auflehnung der öffentlichen Meinung gegen die Besitzer der Konservenfabriken anzufachen.

Lorimers Old Gorgon Graham gehört ebenfalls zu den Schweinemillionären, aber er ist nach Charakter und Geschäftsgrundsätzen ein weniger extremer Typus. Ganz aus eigener Kraft hat er sich heraufgearbeitet: „In einer Baracke fing mein Geschäft an, und ich habe es ausgedehnt zu einem Fabrikenkomplex, dessen Fronten eine halbe Meile lang sind. Mit zehn Arbeitern hab ich begonnen, und wenn ich Schluß mache, werden zehntausend für mich arbeiten. Ich fand

das amerikanische Schwein in einem Schmutzpfuhl — es war kaum ein Schönheitsfleck an ihm außer seinem Ringelschwänzchen — und hinterlasse es appetitlich verpackt in Phantastebüchsen, über und über mit goldnen Medaillen behängt.“

Er ist eine scharf umrissene, imponierende Gestalt, der alte Graham; in seiner unbeugbaren Willensstärke, seiner straffen Selbstzucht durchaus nicht unsympathisch, denn er gehört in vielen Beziehungen, vor allem in seinem ehrlichen Streben, gerecht zu sein und den geraden Weg zu gehn, noch zur alten Schule. Was er freilich den geraden Weg nennt, schließt mancherlei raffinierte Geschäftskniffe mit ein, und wenn infolge solcher erfolgreich ausgeklügelten Manipulationen ein Rivale aus dem Sattel gehoben wird, so beschwert das Grahams Gewissen durchaus nicht. So etwas wäre falsche Sentimentalität; sein Vorgehn erscheint ihm nur als eine durchaus berechtigte Kraftübung im Kampf ums Dasein. Ist der andre, sein besiegter Gegner, ein tüchtiger Kerl, so wird er sich schon wieder herausarbeiten, wo nicht — so hat die Menschheit nichts an ihm verloren.

Dennoch ist Graham der wüsten Spekulation abhold; er gehört zu den Leuten, die Wetten für eine Sünde halten und deshalb nur dann darauf eingehn, wenn sie des Gewinns sicher sind. Er sagt einige kluge, originelle Worte über das Börsenspiel: „Der Vater der Lügen wohnt in der Hölle, aber ein gut Teil seiner Zeit bringt er in Chicago zu.“ Als sein Sohn eine Goldmine kaufen will, schreibt er ihm: „Fast jedes Unternehmen, das kleine Kapitalisten schnell reich zu machen verspricht, gleicht einem der Yellowstone Geyirs, die mit Spektakel und Gebrüll geradeswegs aus dem Hades emporstießen — es muß notwendig früher oder später in seinen heimatischen Schwefelpfuhl zurück und hinterläßt nichts als ein bißchen Qualm und den Geruch verbrannten Geldes — deines Geldes!“ Ehrliche Arbeit hingegen: „Durch vierzigjährige Erfahrung habe ich herausgefunden, daß Arbeit zu ihren Freunden gütig ist und hart gegen ihre Feinde. Dem, der sie haßt, bewilligt sie nur seinen Lohn, und der ist meist karg genug; aber wer seine Freude an ihr hat, der bekommt alles Geld, was er haben will, und noch ein gut Teil Spaß und Zufriedenheit obendrein. . . . Der Mann, der gesagt hat, man könne aus einem Schweineohr keine seidne Börse machen, war nie in einer Konservenfabrik. Du kannst die Börse machen und kannst sie auch füllen vermittelst derselben Kreatur. Was du aber nicht kannst, ist, einen Bericht aus Mondschein und ein Inventar aus Wind zusammenstellen und ein reelleres Ergebnis erwarten als ein Mondscheinspiegel, das dich in den Bankerott hineinbugsiert. Die Zungen einer Wildkatze bleiben Wildkatzen, und es hat keinen Zweck, damit zu rechnen, daß Angoras daraus werden.“

Im äußerst humoristischen Weise ist Grahams ganze Lebensanschauung mit Bildern aus seiner Berufstätigkeit durchsetzt. Vor allem das amerikanische Ferkel, das er als Produkt seines Geschäftsgenieß betrachtet, muß als Beispiel und

Symbol in allen erdenklichen Konstellationen erhalten. Was außerhalb der Region des Grahamschen Fabrikbetriebes liegt, erkennt er zwar ebenfalls als daseinsberechtigt an; aber alte und neue Sprachen, Musik und Eisenbahnen, Bildermalen und Seifenreklame haben für ihn ziemlich den gleichen Wert, was schon aus dieser Art der Gruppierung hervorgeht. Deutlicher noch verrät sich sein Standpunkt in folgenden Sätzen:

„Du wirst in dieser Welt eine Masse erstklassiger Narren treffen, die sagen, Geschäft ist roh und gemein, weil ihre rohen und gemeinen Großpapas Geld genug zusammengeschachert haben, daß sie nicht zu arbeiten brauchen. Und ferner wirst du eine Menge zweitklassiger Narren treffen, die sich was zugute tun auf ihre sogenannte Bildung, die zu guter Erziehung etwa in demselben Verhältnis steht wie Cornedbeef zu Fleischschnittchen mit Champignons. Diese Jungen schauern bei dem bloßen Worte Geschäft und winseln über die tolle Jagd nach Reichtum und jammern über die rohe Geschäftswut dieses Zeitalters. Mit einem Geschäftsmanne wissen sie nichts anzufangen, doch für sein Geld haben sie immer Verwendung. Du mußt wohl auf der Hut sein, wenn du mit ihnen verhandelst, denn sobald jemand es nicht für zartfühlend hält, das Wort Geld in den Mund zu nehmen und statt dessen Honorar sagt, dann hat er den Hintergedanken, dir etwas mehr als den Marktpreis anzukreiden. Ich habe mit einer ganzen Herde dieser verzierten, sensitiven Kerls zu tun gehabt, die davor zurückschrecken, den Dollar zu erwähnen, aber weinns zum Abrechnen kam, versuchten sie meist, ein Extra-Stem für den shock ihres Zartgefühls anzusetzen. Tatsache ist: wir stehn alle im Geschäftsleben, sobald wir irgendetwas, gleichviel ob Poesie oder Schweinefleisch, zu verkaufen haben. Und es ist Unsinn, davon zu reden, daß diese Ware anders ist als jene. . . . Wenn wir aber nichts zu verkaufen haben, dann tun wir auch nichts dazu, die Welt weiter zu rollen, und dann sollten wir einem derben, geschäftskundigen Jungen mit einem Warenprobenkasten Platz machen.“

Außerhalb des Kreises dieser business Romantiker wird man einen so hohen Grad praktischer Lebensweisheit zwar vergebens suchen, aber die materialistische Strömung hat auch in andre Gruppen der amerikanischen Belletristik ihren Weg gefunden. Da gibt es eine Anzahl von Schriftstellern, die bestrebt sind, ein möglichst treues Abbild des Lebens drüben zu geben, die vielfarbig schillernden Charaktertypen festzuhalten, die sich durch die komplizierte Lebensführung in der amerikanischen Großstadt herausgebildet haben. Die psychologischen Studien, die in Werken dieser Art enthalten sind, verlieren sich jedoch meist in ausgetüftelte Kleinmalereien und erscheinen im Vergleich mit der tiefgehenden Seelenforschung Hawthornes wie schwächliches und oft manieriertes Epigontum. Denn auch die psychologischen Probleme, wie Henry James und Howells sie fassen, sind nur photographische Wiedergaben des wirklichen Lebens und sind mit Augen geschaut, die große Züge nicht zu fassen vermögen. So mangelt diesen Bildern die künstlerische Verklärung, und Howells ehrliches und

teilweise erfolgreiches Streben, den Heroismus des Alltags zu verherrlichen, zu schildern, daß sittliche Größe zu ihrer Entfaltung keines weiten Rahmens bedarf, kann solchen Mangel nicht ausgleichen.

Der Gruppe dieser Photographen des Lebens verwandt erscheint eine kleine Schar von Autoren, die auch mit scharfem Blick die feinen Einzelheiten im Treiben der modernen Gesellschaft in sich aufnehmen, doch ihr Ziel geht über eine bloße Spiegelung ihrer Umgebung hinaus. Ihnen sind diese kleinen Details Wahrzeichen der Zeit, und ein Buch wie Edith Whartons *The House of Mirth* (Tauchnitz Edition, Leipzig; Macmillan, London) ist ein Warnruf vor der wachsenden Entfittlichung des amerikanischen Volks.

Die Verfasserin führt uns in die fashionablen Kreise Newyorks, in die Aristokratie der Börse, die den Eindringling hochmütiger ablehnt als der hohe Adel Europas, der seinen Stammbaum bis auf die Kreuzritter zurückleiten kann. Wenn nun aber — hier beginnt die Satire der Verfasserin — dieser Eindringling mit einem schier unerschöpflichen Füllhorn von Hundertdollarnoten im Arm erscheint, dann öffnen sich die sorgsam bewachten Schranken, und die Gesellschaft nimmt den Emporkömmling mit offenen Armen auf. Eine glänzende Schar von Gästen strömt in die Pforten des Prunkpalastes, den der glückliche Spekulant vielleicht eben erst als kostbarste Trophäe seinem Gegner abgewonnen hat. Was fragt die Gesellschaft danach, ob die Tafeln für einen andern gedeckt waren, den sie vor wenig Tagen noch als einen der ihren ehrte? Der Bankrotteur ist vergessen, ihrem Gedächtnis entschwunden, als hätte er nie gelebt. Der aufgehende Stern hingegen strahlt im Scheine seiner Dollarmillionen, und keine Ungeschliffenheit seines Benehmens, keine Skrupel, auf welche Art sein Vermögen erworben wurde, können diesen soliden Glanz trüben.

In eine solche ungesunde, schwüle Atmosphäre des Reichtums stellt Edith Wharton ihre Heldin Lily Bart, eine Gestalt von der zarten, gekünstelten Anmut einer Orchidee. Obwohl sie fast ganz mittellos ist — nur ein kleines Kapital wurde für sie aus dem Ruin des väterlichen Vermögens gerettet —, ist ihr durch Erziehung und Gewohnheit der Luxus zum Bedürfnis geworden. Sie führt ein Schmetterlingsleben, flattert von einer Lustbarkeit zur andern und schätzt ihre Schönheit so hoch ein, daß bisher noch keiner ihrer Freier ihrem Ehrgeiz genügt hat. Freilich liegen diesem Ehrgeiz edlere Motive zugrunde, deren sie sich kaum bewußt wird. Es ist das Verlangen, einen Menschen zu finden, der sie über die Hohlheit ihres gegenwärtigen Lebens emportragen kann, und sie fühlt instinktiv, daß keiner von denen, die ihr bisher gehuldigt haben, solche Erwartungen erfüllen kann. Auch Lawrence Selden, ein junger Rechtsanwalt, dem sich ihr Herz zuneigt, ist zu tief in die Lebensführung dieser Kreise verstrickt, als daß er seine Republik des Geistes, von der er so enthusiastisch zu reden weiß, anders als in schönen Worten verwirklichen könnte. Sein Einfluß trägt dazu bei, Lily die Armseligkeit ihrer Umgebung deutlich zu machen, wie sie oftmals äußert. Aber im Grunde ist es nicht seine Persönlichkeit, die solches wirkt, sondern ihr

eignes Herz, das nunmehr erwacht ist und eine deutliche Sprache redet. So zerreißt sie mutwillig die feinen Fäden, mit denen sie einen reichen, doch geistig unter ihr stehenden Freier gefesselt hielt, und läßt sich von ihrem Gefühl treiben.

Dies ist in dem Kreise ihrer sogenannten Freunde das Schlimmste, was sie tun kann. Denn diese sind in so hohem Grade kultiviert, daß sie für dergleichen kein Verständnis mehr haben. Die Männer finden die Würze des Lebens in den Aufregungen des Börsenspiels und verbringen ihre Mußestunden in grob sinnlichem Genießen, wobei jede edlere Regung in ihnen abstumpft. Gus Trenor, den Mrs. Wharton als Repräsentanten dieser Klasse besonders in den Vordergrund gerückt hat, zeigt auch in seinem Außern die deutlichen Merkmale der innern Rohheit, die die Folge eines nur nach materiellem Wohlleben gierigen Daseins ist. Seine Frau scheint, wie die Verfasserin treffend bemerkt, nur als Wirtin zu existieren. Das einzige Gefühl, dessen sie noch fähig ist, ist eine gelegentliche Regung des Hasses, wenn eine ihrer Freundinnen ein glänzenderes Diner gegeben hat als sie selbst. Die Pflichten gegen ihren Gatten glaubt sie hinreichend zu erfüllen, wenn sie Damen einladet, die ihn amüsieren. Dies ist keine allzuleichte Aufgabe, denn es gehört viel Selbstverleugnung dazu, seine zum Überdruß oft wiederholten Anekdoten immer wieder komisch zu finden. Mrs. Trenor wundert sich darum nicht weiter, daß die betreffenden Damen für ihre Mühe auch einen klingenden Lohn erwarten, und ist mit diesem Arrangement ganz einverstanden, solange sich ihres Mannes Erkenntlichkeit in angemessenen Grenzen hält und die mit seiner Gunst Beglückte eine verheiratete Frau und darum ungefährlich ist. Als aber Vily Bart, die dauernd in Geldverlegenheiten ist und Gus Trenor gebeten hat, für sie zu spekulieren, unter diesem Vorwand einen Tausenddollarschein nach dem andern empfängt, wittert Mrs. Trenor doch Gefahr und ladet Vily nicht wieder ein. Erst allmählich durchschaut das Mädchen die wahre Sachlage, und schließlich läßt ihr Trenor keinen Zweifel mehr, welchen Dank er für seine Freigebigkeit erwartet.

In einem Kreise, der sich über die elementarsten ethischen Begriffe erhaben dünkt, können solche Konflikte kaum überraschen. Die Anklage, daß Mitglieder der tonangebenden Gesellschaft zu jeder Gefälligkeit bereit seien, sofern die gebotne Geldentschädigung ihren Erwartungen entspricht, ist von sensationslüsternen Schriftstellern in Amerika wie auch in England oft erhoben worden. Mrs. Wharton schildert diese ungesunden Verhältnisse mit leidenschaftsloser Ruhe. Der ganze Ton des Buches ist ernst gehalten, jeder aufdringliche Effekt ist vermieden. Diese Art der Darstellung aber drückt der Erzählung den Stempel der Wahrheit auf. Der Leser fühlt, daß sein Urteil nicht durch tendenziös übertriebene Hirngespinnste gefangen genommen werden soll, sondern daß hier Tatsachen zugrunde liegen müssen.

Die erwähnte Käuflichkeit einzelner Personen aus den höhern Gesellschaftsschichten ist ja nur ein Glied in der Kette vieler ähnlicher Zeichen, die auf das

Herabsinken des Ehrbegriffs hindeuten. Wichtiger ist, daß diese sonderbaren, ganz geschäftlich gehaltenen Abmachungen offen besprochen werden, und daß niemand etwas Außergewöhnliches, geschweige denn Ehrenrühriges darin findet. Bedeutsamer ist, daß die Gesellschaft der amerikanischen Großstädte eine zweifelhafte Moral bei ihren weiblichen Mitgliedern übersieht, wenn ein „uneinnehmbares Bankkonto“ hinter ihnen steht und sie einigermaßen den äußern Anstand wahren.

Nicht Vily's Verbindung mit Gus Trenor, die bald ein öffentliches Geheimnis ist, wird ihr verderblich. Auch die Feindschaft Bertha Dorsets, die ebenfalls in Vily eine Rivalin sieht, kann ihr nichts anhaben, solange sie unter dem Schutz ihrer reichen Verwandten steht. Aber als diese stirbt und Vily nur mit einem bescheidenen Legat abgefunden wird, wendet sich einer nach dem andern von ihr. Zum Kampfe mit dem Leben ist sie in keiner Weise vorbereitet, und ihre Kräfte versagen nach kurzer, erfolgloser Anstrengung. Noch glaubt sie, in der Heirat mit dem jüdischen Bankier Rosedale eine letzte Zuflucht zu sehen. Aber der Millionär fordert zunächst, sie solle sich mit Mrs. Dorset auseinandersetzen. Er weiß, daß kompromittierende Briefe, die Mrs. Dorset einst an Selden geschrieben hat, in Vily's Besitz sind, und kann nicht begreifen, daß sie diesen einfachen Ausweg nicht längst gefunden hat. Er sucht ihr zugleich Klar zu machen, daß sie ohne den sichern Rückhalt, den sein Geld ihr bietet, ihre Gegnerin nicht lange im Schach halten könne. Vily fühlt deutlich heraus, daß er ihr zutraut, sie wolle ihn, sobald sie sich ihre gesellschaftliche Position zurückerobert habe, um seinen Lohn betrügen, und zugleich mit seinem Mißtrauen erkennt sie die Infamie, die ein solches Vorgehn in sich schließt, und weist ihn entrüstet von sich. Aber ihr Geld ist fast aufgezehrt, sie weiß, daß sie binnen kurzem mit Entbehrungen zu kämpfen haben wird, und in schlaflosen Nächten erscheinen ihr Rosedales sophistische Einflüsterungen allmählich in anderm Licht. Ihre Widerstandskraft ist gebrochen, und eines Nachmittags faßt sie den Entschluß, mit Bertha Dorset zu verhandeln. Ihr Weg führt an Seldens Wohnung vorüber. Sie sieht Licht hinter seinen Fenstern und geht, von einem Impuls getrieben, hinauf. „Ich komme, um Abschied zu nehmen,“ sagt sie. „O, nicht von Ihnen — wir werden uns noch oft sehen —, aber von der Vily, die Sie kannten.“ Doch seine Nähe wirkt auch diesmal so mächtig, daß ihr Entschluß zunichte wird. Kaum im vollen Bewußtsein ihres Tuns schürt sie das Feuer im Kamin und verbrennt Bertha Dorsets Briefe. Daheim findet sie die Anweisung auf das Legat ihrer Verwandten, das gerade hinreicht, ihre Schulden zu tilgen, die kleinen und auch die eine große, die den Wendepunkt in ihrem Schicksal bezeichnete. Und in angstvoller Hast, sich nicht wieder durch kleinliche Bedenken herabstimmen zu lassen, schreibt sie den Scheck auf Trenors Namen und alle übrigen Anweisungen, bis sie über den letzten Pfennig des Kapitals verfügt hat. Aber ihre Pulse fliegen ungestümer denn je. Nach Schlaf lechzend, nimmt sie eine zu starke Dosis der betäubenden Arznei, die ihr schon oft Ruhe verschaffte, und erwacht nicht wieder.

So vollendet sich Lily Barts Schicksal. Da ihre Augen nach den Höhen des Lebens schauten, hatte sie nicht acht, wohin ihre FüÙe traten, obwohl sie ahnte, daß sie durch Blumen über trügerisches, sumpfiges Erdreich schritt. Die Teilnahme für das tragische Geschick der Einzelnen überwiegt am Ende das Interesse an dem meisterhaft entworfenen Sittengemälde mit dem schimmernden Hintergrunde, der, wie die Verfasserin mit so sicherem Urteil deutet, nur vergänglichcs Truggold ist.

Drüben über dem Dzean pulsiert das Leben so rasch und ungestüm, daß wir dem unaufhaltbaren Aufundnieder kaum folgen können. Solche unstillen Wallungen spiegeln sich natürlich auch in der Literatur. Es ist ein Keimen, ein rasches Blühen, und der treibenden Frucht bleibt kaum Zeit zum Reifen, ehe eine neue Blütenfülle anderer Art sie überdeckt. So darf es uns nicht wundern, daß im Lande der schroffen Übergänge unter dem Banner des Materialismus, der gegenwärtig den Sieg des Reichthums über die Ideale des Lebens verkündet, im Verborgnen schon eine neue, gesündere Weltanschauung heranreift.

Beda Prilipp



Baku

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



ie Fahrt von Tiflis nach Baku kann ohne Gewissensbisse in die Nacht verlegt werden. Nur bei Sogut-Dulach treten die Ausläufer des armenischen Berglandes malerisch an die Kurva heran, die zunächst der Eisenbahn zur Rechten bleibt und eine wenig Interesse erregende Ebene durchfließt. Zweimal wird der Fluß noch überschritten, ehe er sich jenseits von Zelissawetpol nach Südosten wendet, worauf er sich durch die Transkaukasische Steppe zum Kaspischen Meere schleppt und nicht allzuweit vom Grenzfluß Arax, durch eine Landzunge getrennt und vorher durch einen Nebenarm mit ihm verbunden, mündet. Fast alle von den Gebirgen kommenden Wasserläufe verzehrt die öde Landschaft. Die Schleier der Nacht verdecken uns, was noch an angebaute Gegend im Kuratal durchleuchtet wird, auch den Ort Akstafa, von dem aus die alte Poststraße am Goktschafec vorüber nach Erivan führt, die Gouvernementshauptstadt Zelissawetpol und die Kurabrücke bei Zewlach. Von hier aus kann man die Städte Rucha in Kachetien und das lezthm vielgenannte Schuscha, beide kaukasische Industrieorte, auf guten Poststraßen erreichen. Alle diese Punkte sind sonst lohnende Ziele, die wir uns leider für diesesmal nicht stecken können.

Beim Erwachen aus traumlosem Schlaf begrüßt uns in der Steppe seit längerer Zeit zum erstenmal ein trüber Morgen, in dessen regenfeuchten Nebelschwaden die flache Landschaft nur noch öder als sonst erscheint. Mühelos